



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Bilder aus dem Westlichen Mitteldeutschland

Richter, Julius Wilhelm Otto

Leipzig, 1882

Kloster Himmelskron.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30040

Seit 1851 ist diese Industrie eingeführt und reicht von Berneck und Umgebung über Marktschorgast und Enchenreuth bis nach Wallenfels und Steinwiesen in den Frankenwald. Sehr, fast allzu sehr bescheiden ist dieser Verdienst, aber in den schlechten Zeiten dankt dies wunderbar genügsame, fruchtbare, sanfte, heitere Völkchen dem lieben Gott eben für alles. Die Besteller der Stickerien sind sächsische Fabrikanten; schon 1854 ließ das Haus Fr. Bordeville in Plauen das Brautkleid für die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich im Bernecker Bezirke anfertigen.



Berneck.

Die schöne Gegend, die Wolken- und Luftkur versammeln zu Berneck von Jahr zu Jahr neue Freunde des schönen Fichtelgebirges, die sich Leib und Seele erfrischen in den kühlen Lavaschluchten, auf den windumbrausten Granitbergen, in den köstlichen Hochwäldern; und den speziellen Forscher ziehen seltene Mineralien und Felsarten an und jene seltene Moose, deren Studium gerade seit den Tagen Junks, des großen, in Gefrees gebornen Pflanzenforschers, erst recht in Aufnahme gekommen ist. Eine gute Stunde von Berneck abwärts, am Main gelegen, trifft der Wanderer auf das in freundlicher milder Lage im Jahre 1280 von Otto II. von Orlamünde im Orte Prezendorf erbaute Kloster Himmelkron, das einst adlige Frauen und Witwen als Cistercienserinnen aufnehmen sollte. Hier steht man auf einem durch Sage und Kunst gleichmäßig geheiligten Boden: um die Reste der alten Herrlichkeit schwebt die Gestalt der „Weißen Frau“, welche angeblich der Schmerz über ihre liebeswütige Thorheit und

Wiffethat hinter diesen Klostermauern begrub; und hier auch findet der Wanderer die einzigen hervorragenden Denkmale kirchlicher Kunst im ganzen Fichtelgebirge und Frankenwalde.

Diese rauhen, viel verheerten Berglandschaften waren nämlich nie der Kunst, nie dem Sange besonders hold. So reich an religiösen Denkmälern die Umgebung des Fichtelgebirges (Waldsassen, Bamberg, Ebrach u. s. w.) weithin erscheint, so blutarm an solchen Schätzen und an Altertümern aller Art ist dieses Gebirge selber. Hierüber sei an dieser Stelle ein Wort verstattet. Nicht eine sichere Spur von Kelten, von Pfahlbauern, von Römern ist im Fichtelgebirge aufgefunden; erst außerhalb des Randes, z. B. am Cottigas, öffnete man Gräber von Hermunduren — wenn diese Toten nicht anders hießen. Trägt der hohe Felsgipfel des Nußhard wirklich eine uralte heidnische Opferschale? Oder drängte nur die Phantasie solcher Forscher, die allzu gern die Dinge sehen, welche sie zu finden hoffen, diese Deutung einem Stücke des ungeschlachten Felsaufwerkes auf, aus dessen ursprünglicher Platte vielleicht nur ein eiförmiger härterer Kern herausgewittert war? Gibt es nicht solche „heidnische Opferschalen“ in allen Felsgebirgen zu Tausenden? Oder sollte gar den gewaltsam christianisierten Bewohnern des Fichtelgebirges aus der Zeit der Bekehrung wirklich ein Tröpfchen Skepsis für alle Zeit im Blute stecken geblieben sein? Wer die Fichtelgebirger aus längerem Umgange kennt, glaubt nämlich so etwas recht gern. Doch, wie dem auch sei, Kunstbauten, Kunstdenkmäler von Bedeutung entbehrt aus der alten Zeit das Hochland gänzlich, sei es, daß seine ehemalige Bevölkerung doch zu dünn, sei es, daß dieselbe mitten im „Goldland“ des Mittelalters doch zu arm war — wenigstens um Dome zu bauen und sie mit marmornen Heiligen zu bevölkern oder mit goldschimmernden Madonnen von nazarenischer Schlantheit, oder mit den kunstvollen lieblichen Gebilden der alten Kunsthandwerke. . . . So brachte es denn — während „draußen“ schon früh im milden Würzburg (891) und Bamberg (1012) sich stolze Dombauten erhoben und die Mönche Bambergs jene wunderzarten Elfenbeinschnitzereien anhäuften, welche noch heute im Münchener Cimelienschätze angestaut werden — der bescheidene dekorative geistliche Sinn der armen Fichtelberger selten einmal über ein einfachstes Kirchlein mit flacher Decke hinaus; nur die Pfarrkirche in Redwitz hat ein Schiff mit Säulen und Kreuzgewölben. Diese Nüchternheit und Sparsamkeit währt in diesem Hochlande mit altfränkischer Zähigkeit fort; dasselbe besitzt absolut kein nennenswertes kirchliches Kunstwerk! Aus der Zeit vor der Reformation schon gar nicht; die kirchliche Kunst blieb sozusagen draußen vorm Thore des Fichtelberges stehen, ihr graute vorm Elysium des Raubrittertums. Aber an dessen Steilrand hat Kloster Himmelkron einen edlen Schiffbau und eine schöne Gruft aus der Zeit der Frühgotik, die noch seine Stiftungstage (1280) beherrschte. Herrliche Skulpturen besitzt es dann aus dem 14. Jahrhundert in seinem Chore an den Grabdenkmälern des Hauses Orlamünde und Albrechts von Hohenzollern. „Die älteren“ — schreibt der Kunsthistoriker Sighart recht anschaulich — „sind herrlich bemalt, langgezogen, jugendlich, großartig und weich zugleich, so daß der Volksmund noch immer die Gestalt des jungen Grafen (Otto, gest. 1340), der mit einem Diadem von Rosen geschmückt ist, für das Bild der — weißen Frau hält!“ Während aber „außer Gebürges“ aus der Zeit der Spätgotik Baireuth den 1438 begonnenen merkwürdigen

dreischiffigen Bau in seiner Hauptkirche, und während auch Kulmbach schöne Gotik in zwei Kirchen aufweist, schwang in Himmelkron die Baukunst sich zu einem herrlichen majestätischen Kreuzgange auf, der mit einem Kautengewölbe überspannt ist, welches auf Halbsäulen ruht — alles aus dem 15. Jahrhundert. Dagegen werden — und auch das ist eine Folge der schauerlichen Kriegsverheerung — die kirchlichen Bauten jener Zeit im Fichtelgebirge selber „immer ärmer, einfacher und niedriger: so in Münchberg, Marktshorgast, Weißenstadt und Wunsiedel; Hof hat noch den bedeutendsten Kirchenbau des bayrischen Nordens.“ Während Nürnberg vom 15. ins 16. Jahrhundert hinüber die hohe Schule der Metallgießerei, der Holzschnitzerei, der Skulptur und Malerei für Deutschland und sogar weit über dieses hinaus bildete, erstand nur einmal im Saume des Frankenwaldes ein großer deutscher Maler, Lukas Kranach, eigentlich Müller, zu Kronach 1472 geboren, aber seine Heimat bot ihm keinen Boden für seine Kunst: in Oberfranken fand keines seiner Bilder eine Stätte.

Himmelkron und die Plassenburg sind die Geburtsstätte der Sage von der „Weißen Frau“, die den Hohenzollern, ihren Verwandten, als Warnerin vor Todesfällen und allerhand großem Unheil erscheint. Die letzte Gräfin von Orlamünde, die Mutter Ottos (gest. 1340), heißt in der Geschichte Kunigunde, geborne von Leuchtenberg, in der Sage aber Agnes oder Beatrix.

„Auf der Plassenburg“ — erzählt Fentsch den alten Märchen nach — „saß sie als Witwe mit ihren beiden Kindern, einem Bublein und einem Mägdelein, sie selber noch jung und von sonderlicher Schönheit. Da warf sie ihr Auge auf den stattlichen Burggrafen Albrecht von Nürnberg. Dieser aber erklärte sich zur Ehelichung der schönen Witwe nicht geneigt, weil ihm vier Augen im Wege stünden. Das bezog die Gräfin auf ihre Kinder.“ Also ließ sie beide mit ihrer Schleiernadel ins Hirn stechen, daß sie starben, und begrub sie in Himmelkron. Der Burggraf aber entsetzte sich, als Hager, der Mörder, ihm die That verriet, über den Greuel: „denn er hatte seine eignen Augen gemeint und die der Frau, die nicht zusammenstünden.“ Da rutschte die Gräfin auf bloßen Knien von der Plassenburg nach Himmelkron. Sie „geistert“ noch heute in der Plassenburg und in den Marktgrafenschlössern in Ansbach (wo sie noch 1866 das Töchterlein des Schloßverwalters Noë gesehen haben will) und in Baireuth, wo sie 1806 den Napoleon so aus dem Bette warf, daß er nicht zum zweitenmale im Schlosse zu übernachten wagte. Das ist das neueste von dem, was man über das Thun und Treiben des Familiengespenstes unsrer Hohenzollern weiß.

Sonst war Himmelkron der Lieblingsaufenthalt der Baireuther Marktgrafen; wie droben in Weißenstadt unterm Schneeberg die Hirschjagden, so hielten sie zu Himmelkron gern die Reiherbeizen, für welche sie extra das nahe Jagdhaus Falkenhaube bauten. Die schönste Lindenallee Europas führte vierreihig von Himmelkron gegen Trebgast; ihre Riesebäume waren mit den Ästen so verschlungen, daß die Bäume nicht fielen, als sie 1795 ein preußischer Satrap niederhauen ließ; der Fällerlohn betrug viel mehr als der Erlös aus dem Lindenhölze, denn die Bauern der nächsten Umgebung standen da und heulten über die Barbarei, die an ihren Lieblingen, am Stolze der Landschaft, geübt wurde; das Holz aber mochte keiner kaufen.

Von Himmelkron aus nach Wiersberg und Kupferberg mit dem an